

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

115 (18.5.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 36

Inhalt der Nr. 36:

Im Londoner Armenviertel. — Leuchtende Farben. — Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Für unsere Frauen. — Literatur.

Im Londoner Armenviertel.

Von Sven Hedin.*)

Wie reich ist doch das Leben an scharfen Gegenständen und schreienden Ungerechtigkeiten! Kaum eine halbe Stunde entfernt von all der Pracht und dem Reichtum, die bei der letzten Krönung im Juni 1910 in der Westminsterabtei entfaltet wurden, liegt das Armenviertel in Eastend und den südöstlichen Teilen Londons. Dort hin lenken wir jetzt unsere Schritte.

Wir haben uns so einfach wie möglich angezogen, und ein freundlicher Missionar ist unsere Bedeckung, denn es ist keineswegs sicher in diesen Straßen, wo Mordtaten vorkommen und Fremde noch heute spurlos verschwinden. Uhr und Kette läßt man am besten ganz zu Hause, und Geld in Handtäschchen zu tragen, ist für Damen nicht gerade ratsam!

Wieviel Bücher liegen sich über die entsetzliche Armut in London schreiben! Sie ist herzerreißend, grausam und ungerecht und schreit ein ewiger Fluch über die größte und reichste Stadt der Erde. In solch ein Elend, wie in London, sinken die Armen in keinem andern Lande, nicht einmal in Asien! Ihr Leben ist ein unausgesehener Kampf mit der fürchterlichsten Not und der verzweifeltsten Sorge, mit Krankheit, Schmutz, Ungeziefer und Kaker. Da haust eine Mutter mit acht Kindern in einem einzigen Zimmer, für das sie kaum die Miete bezahlen kann. Wie soll sie den Hunger der Ihrigen stillen, wenn ihr Mann den größten Teil dessen, was er als Dacharbeiter verdient, vertrinkt! Kümmerlich stochern die Kinder dahin, und wenn eines von ihnen stirbt, bleibt es unter den Geschwistern liegen, bis das nötige Geld zum Begräbnis zusammengebetzelt ist. Die die Säuglingsjahre überleben, wachsen zu wertlosen, schlecht genährten Menschen heran, die wieder zu nichts anderm als zum Betteln taugen.

Während und zugleich empörend ist der Anblick dieser kleinen Geschöpfe, wenn sie, in Lumpen gekleidet, zwischen den Kehrichthaufen in einer düsteren, übelriechenden Gasse spielen und lärmern. Das ist ihr Sommervergnügen, und sie wissen nicht einmal etwas von der Sehnsucht ins Freie! Sie lieben diese Straßen in Eastend und möchten um alles in der Welt nicht von hier fort. Jetzt ist ja Sommerzeit, da friert man doch wenigstens nicht auf der Straße!

Unser Begleiter führt uns in ein Viertel, dessen Gassen so eng sind, daß zwei sich Begegnende kaum aneinander vorbeigehen können. Hier hat der Missionar viel Gutes getan. Die Mission hat hier ihr eigenes Haus nebst Klub, Kirche und Versammlungssäle, und es ist eine Freude zu

*) Zu einer neuen Weltreise läßt Sven Hedin uns ein. Welcher begeistertsten Aufnahme sich das einzigartige Volks- und Jugendbuch des berühmten Forschers „Von Pol zu Pol“ unlängst beim deutschen Publikum zu erfreuen hatte, dürfte der Mehrzahl unserer Leser bekannt sein. Soeben erscheint von diesem Werk eine neue Folge „Von Nordpol zum Äquator“. Aus dem Reich der Mitternachtssonne, aus dem ewigen Schnee und Eis des Nordpols, dessen abenteuer- und schreckensreiche Eroberung Hedin in packenden Bildern an uns vorüberziehen läßt, führt er uns durch Europa, durch England, Frankreich und Italien nach Afrika, um hier gleichfalls an Hand der Entdeckungsgeschichte Land und Leute, Fauna und Flora des schwarzen Erdteils in ihren charakteristischen Typen zu schildern. Diese neue Folge ist noch prächtiger ausgestattet als der erste Teil, sie bringt außer zahlreichen schwarzen Abbildungen und 5 Orientierungsarten vier farbige Vollbilder und dürfte bei dem außerordentlich billigen Preise von 3 Mk. gebunden werden ebenso großen Leserkreis finden wie die erste Reise „Von Pol zu Pol“.

nachlässigt wurde, ist begründet durch den Übergang Frauen überhand. Wohl nie gab es soviel Unberatete und Verwitwete, wie in jenen vier Jahrhunderten. Seuchen, Fehdezeiten, Bürgerkriege, die allgemeine Unsicherheit verschlangen eine Menge Menschenleben, naturgemäß Männerleben. Durch diese Verminderung der Männerzahl war es vielen Frauen nicht möglich, einen eigenen Haushalt zu gründen und zu verwalten. Diese Frauenkräfte gingen dann auf in der Verwaltung fremder Haushaltungen, wenn die gewerbliche Erwerbstätigkeit ihnen nicht eine selbständige Existenz schuf. Dies war leicht möglich, solange die Rüste der Aufnahme von Frauen keine Beschränkung auferlegte. Der Zulauf zu den sogenannten unglücklichen Gewerben fand bis weit in die neuere Zeit hinein überhaupt keine Beschränkung.

Sein Daumen.

Es ist zweifellos kein Genuß, Säugling zu sein, wenigstens sind wohl die meisten seiner Empfindungen, nach dem Mienenpiel zu schließen, nicht angenehm. Das ist auch durchaus verständlich. Wenn er auf dem Rücken liegt, kann er sich nicht aufrichten, nicht einmal umdrehen, seine Sprache, die niemand versteht, ist „schreien“, das Licht blendet ihn, fortwährend wird er gemäht. . . nein, die ersten Wochen auf der Welt sind unerträglich!

Aber um das eine beneide ich den Säugling: um seinen Daumen. Wenn er ihn nach langem Bemühen — wobei er ihn zunächst in das Auge zu schieben versucht — in seinen Mund gebracht hat, dann bekommen die misgerateten Züge den Ausdruck des Friedens, einer Zufriedenheit, die später sicherlich nicht wiederkehrt. Der Daumen ist für ihn der Inbegriff des Glückes, alle Freuden der Welt faßt er aus ihm, der Daumen gaukelt ihm Bilder vor, die Mephisto in Auerbachs Keller in der Phantasie der Beschriebenen wohl nicht wachrufen konnte. . .

Ich habe tiefgehende Studien gemacht und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Säugling keineswegs an materielle Dinge denkt, wenn er am Daumen lutscht. Wenn er trinkt, fühlt er sich ja zweifellos auch sehr beglückt, aber die Meßle jenes weltfernen Glückes, das ihm der Daumen verleiht, send ich in seinen Zügen bei der Nahrungsaufnahme nicht. Der Daumen vergeißt seine Zufriedenheit, er versteht ihn in das Rauberkland der Illusionen. Woban er träumt — wir wissen es nicht und werden es nie wissen. Die Traumwelt der ersten und der letzten Dinge ist uns verschlossen. Aber soviel ich weiß, daß der Daumen bei diesen ersten Träumen die Faustrolle spielt. Man sollte ihn sein Leben lang dankbar für die frühen Dienste betrachten, man sollte ihn mit kostbaren Steinen schmücken und nicht die anderen Finger, die es gar nicht verdient haben. Früher habe ich mich darüber aufgehalten, wenn ich ältere Leute sah, die am Daumen lutschten, heute tue ich es nicht mehr! Es ist vielleicht die unbewusste Erinnerung an die fernem, glücklichen Stunden, wo der Daumen unser bester Freund und Spielgefährte war.

Germann Jaques in der „Frankf. Ztg.“

Kleine Nachrichten.

Die Damen der Pharaonenzeit. Der englische Forscher Beed hat kürzlich aus Ägypten eine Mumie nach London gebracht, die das ehrwürdige Alter von 6000 Jahren zählt und somit einer Zeit entstammt, die dem Auszug der Juden nach dem gelobten Lande lange vorausgegangen. Neben der Mumie lagen eine Masse von Toilettegegenständen, die mehr oder weniger jenen gleichen, die unsere Modedamen gegenwärtig noch im Gebrauche haben. So fand man einen mit schönen Zeichnungen bedeckten Stamm, der bestimmt war, die Haare hochzuhalten, ein aus einem Kieselstein gefertigtes Rasiermesser, das zur Entfernung der Gesichtshaare gedient hatte und zwei kleine Vasen, die Creme und Parfüm enthalten hatten. Eine andere Mumie aus der griechischen Epoche ist zurzeit in London für den bescheidenen Preis von 210 Mk. zum Verkauf gestellt. Sie verhalf einem bekannten englischen Gelehrten zu einer interessanten Entdeckung. Er fand nämlich, daß die Mülle, mit der die Mumie umwickelt war, aus altem Papyrus bestand, den man zur Makulatur geworfen hatte. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß dieses „Raspapier“ eine wahre Fundgrube interessanter Dokumente darstelle, die beweisen, daß es auch in Sachen der ehelichen Unstimmigkeiten bei den alten Ägyptern nicht anders als bei uns gewesen ist. So besagt sich in einem dieser alten Briefe eine Frau bei der zuständigen Behörde über das Verhalten ihres Mannes: „Ich habe mich mit Heracleides verheiratet“, schreibt die Klägerin, „und habe 200 Drachmen als Mitgift in die Ehe gebracht. Ueberdies hat auch mein Gatte, als er mittellos geworden, im Hause meiner Eltern Aufnahme gefunden. Trotzdem hat mich Heracleides,

nachdem er meine Mitgift durcgebracht, verstimmt, geküßelt, des Mörders beraubt, böswillig verlassen und dem Elende preisgegeben. Ich bitte daher, zu veranlassen, daß er vor die (nämlich dem Richter) erscheint und daß er gezwungen wird, mir die um die Hälfte erhöhte Mitgift zurückzuerstatten.“

Der Tod von Livingstones Tochter. In Gindurgh ist in diesen Tagen Mrs. Livingstone Bruce, die Tochter des berühmten Missionars und Forschungsreisenden David Livingstone, im Alter von 64 Jahren gestorben. Sie hatte in Kurruman, im nördlich von der Kapkolonie gelegenen Betschuanaland, wo ihr Vater feinerzeit stationiert war, das Licht der Welt erblickt. Die Verstorbene war die ständige Begleiterin Livingstones auf seinen afrikanischen Forschungsreisen und besaß eine reiche Sammlung von Erinnerungen und Manuskripten ihres berühmten Vaters. Nach seinem Tode hat Frau Livingstone Bruce weitere sechs Reisen durch Zentralafrika unternommen, um die Plätze, die sie als Livingstones Begleiterin besuchte, noch einmal zu sehen; daneben hat sie, die von ihrem Vater die Reise- und Forschungslust geerbt, auch ausgedehnte Reisen durch Japan, Aegypten, Indien und Amerika gemacht. Sie heiratete im Jahre 1876 Mr. Bruce, einen Teilhaber der Firma William Younger and Co., der seinen Schwiegervater bei dessen Forschungs- und Kolonisationsplänen materiell freigebig unterstützte hat.

Nichts schmerzt wohl das Weib tiefer als die Gewißheit, nicht hübsch zu sein oder befunden zu werden. Und doch ist das gar nicht die Hauptsache. Denn kleidet sich eine Dame schick, so wird sie, selbst wenn sie nicht hübsch ist, immer noch eine weit hübschere ausstehen, die sich auf Toilette nicht versteht. Das ist wohl zweifellos und lehrt die tägliche Erfahrung. Wie aber kleidet man sich billig und schick zugleich? Dieses Rätsel löst aufs einfachste das tonangebende Weltmodenblatt „Große Modenwelt“ mit Fächerzigarette, Verlag John Henry Schwert, Berlin W. 57. Und dabei lehrt dieses vorzügliche Blatt nebenbei noch leichtverständlich, wie auch die Unerfahrenste sich das eleganteste Kostüm für wenig Geld selbst herstellen kann. Abonnements auf „Große Modenwelt“ mit Fächerzigarette (man achte genau auf den Titel) zu 1 Mk. vierteljährlich nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten, auch unsere Parteibuchhandlung, entgegen, bei der auch Gratis-Probennummern zu haben sind.

Literatur.

Von der „Neuen Zeit“ ist soeben das 32. Heft des 30. Jahrganges erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Finanzielle Rauberkünste. Von J. Karzki. — Zu unserem Kampfe gegen den Imperialismus. Von Karl Madef. — Die Hauptströmungen in der sozialistischen Bewegung der Vereinigten Staaten. Von Morris Hillquit (Newyork). — Soziales aus dem Hamburger Hafen. Von Carl Lindow. — Noch einmal die Landtagswahlen in Bayern. Die Kritik einer Kritik. Von Frits Buchta. — Literarische Rundschau: Dr. Paul Rohrbach, Das deutsche Kolonialwesen. Otto Köhlinger, Die wirtschaftliche Bedeutung unserer Kolonien. C. Frhr. v. Dabwigl, Dernburgs amtliche Tätigkeit im allgemeinen und seine Eingeborenenpolitik in Ostafrika im besonderen. Von Karl Madef. C. v. Eyon, Gott und Wissenschaft. Von Lipschütz. — Notizen: Die Sicherheit zur See. Von G. C.

Die „Neue Zeit“ erscheint wöchentlich einmal und ist durch die Buchhandlung „Volksfreund“, die Postanstalten und Kolporteurs zum Preise von 3,25 Mk. pro Quartal zu beziehen; jedoch kann dieselbe bei der Post nur pro Quartal abonniert werden. Das einzelne Heft kostet 25 Pf.

Probennummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Eine große Steigerung der Auflage der Wochenschrift „In Freien Stunden“ kann unser Parteiverlag Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H., Berlin SW. 68, melden. Wir begrüßen dies als eine durchaus erfreuliche Tatsache, aus der hervorgeht, daß immer größere Kreise der Arbeiterfamilien dazu übergehen, die einzige im Parteiverlag erscheinende Wochenschrift — deren Inhalt der guten Unterhaltungsliteratur gewidmet ist — zu lesen. Hierzu kommt, daß der gegenwärtig zum Abdruck gelangende Vergarbeiter-Roman „Germinal“, der den berühmten Schriftsteller Emile Zola zum Verfasser hat, der Leser erschüttert und andauernd in Spannung hält. „In Freien Stunden“ erscheint wöchentlich. Jedes Heft ist von Künstlerhand illustriert und erscheint in einem Umfange von 24 Seiten zum Preise von 10 Pf. Wer die Wochenschrift noch nicht kennt, verlange eine Probennummer, die alle Parteibuchhandlungen, Speditionen und Kolporteurs kostenlos liefern. Neuzugleitende Abonnenten können den bisher erschienenen Teil von „Germinal“ nachgeliefert erhalten.

sehen, mit welchem Eifer die Kinder des Armenviertels hier zusammenströmen. Ein geräumiger Turnsaal und eine kleine Bibliothek stehen ihnen zur Verfügung, und sie haben sogar einen Pfadfinderklub gebildet, der achtzehn Mitglieder zählt. Auf dem Dach eines Hauses ist ihnen auch ein geräumiger Platz für Fußball und andere Spiele eingerichtet.

Solch eine Mission, ein sogenanntes „Settlement“ oder eine Kolonie, findet man mitten in den allerärmlichsten Teilen des Eastend. Barmherzige Samariter aus der wohlhabenden Einwohnerschaft Londons bringen hier einen Teil ihrer Zeit damit zu, mit den Armen zu verkehren und ihnen mit Rat und Tat beizustehen. Sie sind gewissermaßen das Salz, das die Verwundung verbindet. Sie retten viele vor dem Verderben und bilden sie zu ordentlichen Menschen. Aber wie unzählig viele sind derer, die in diesem Strudel der Not und des Verbrechens spurlos untergehen!

Dann führt uns unser Begleiter in eine Armenwohnung, die nicht einmal zu den schlechtesten gehört, unmittelbar von der Straße zwei Stufen hinunter in ein elendes kleines Kellergeräb. Die wenigen Möbel darin sehen so zerfallen aus, daß sie sich nur noch mit Mühe aufrecht erhalten scheinen. In einem runden Tisch in der Mitte sitzen Mister Higgins, seine Mutter und seine Frau vor einem dürftigen Mittagessen; eng, schmutzig und feucht ist der Raum, und keine frische Luft kommt von der Straße her. Wie mag es erst im Winter sein, wenn der berüchtigte gelbe Londoner Nebel so dicht ist, daß es mittags eben so finster ist wie um Mitternacht und auf den breiten, reich beleuchteten Straßen kaum die elektrischen Lampen von der einen zur andern Straßenseite hinüberdimmern!

Aber Mister Higgins ist wenigstens noch ein guter Kerl. Er ist gerade von seiner Arbeit bei einem Bräudenbau heimgekommen, und noch ist er so erhitzt, daß seine Haut dampft, wie er so in Hemdsärmel mit den Seinen ist. Er hat schon erwachsene Söhne, die selber verdienen, und erzählt uns, was er wöchentlich einnimmt und was er für Miete und Lebensmittel verbraucht. — Schon nach der ältesten Verfassung hat jeder Engländer „das Recht, nicht zu verhungern“, und eine ausgezeichnete Armenfürsorge des Staates und der Gemeinden war die Folge. Aber noch fehlt es hier an Gesezen, die statt die Armut zu lindern, sie zu verhindern vorbeugen, wie die deutschen Geseze der Versicherung gegen Krankheit und Unfall, gegen die Beschwerden des Alters und der Invalidität.

Bei einem meiner Besuche Londons war ich eines Abends bei einem Festessen in dem Goldenen Hause der Seidenhändler. Diese Gilde ist eine der ältesten in London, sie besteht schon achthundert Jahre, obgleich heute kein einziges der Mitglieder mehr Seidenhändler ist. Mitglied dieser Gilde kann aber nicht jeder werden, das ist vielmehr eine Ehre, die sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Durch Schenkungen und Erbschaften verfügt die Gilde über ungeheure Kapitalien, deren Zinsen unverkürzt zu wohltätigen Zwecken verwendet werden. Das Haus der Gilde in der City ist ein uraltes Gebäude voll mittelalterlicher Pracht, und an Bechern, Kammern und Schüsseln aus Gold und Silber findet man hier die prächtigsten Stücke, alle mehrere hundert Jahre alt. Wohl zweitausend Häuser in London sind Eigentum der Gilde, und mehrere Schulen werden von ihr vollständig erhalten. Auch alle Krankenhäuser Londons werden durch Geldspenden von ihr unterstützt.

Als ich später mit einem Bekannten am Themsefai entlang nach Hause ging, waren die zahlreichen Bänke dort mit geklumpen Kerlen und nächtlichen Umherstreichern dicht besetzt. Die meisten hockten zusammengesunken da, die Hände in den Hosentaschen und den Kopf auf die Brust herabgesunken. Andere saßen vornübergebeugt, die Ellenbogen auf die Knie gestützt und den Kopf zwischen den Händen. Wenige nur unterhielten sich oder rauchten ihre

Reife. Ein älterer Mann hatte dicht neben einem Bekannten Platz gefunden und las die Zeitung.

„Was sind das für Leute?“ fragte ich.

„Die Obdachlosen“, antwortete mein Begleiter.

„Schlafen sie hier die Nacht über auf dem Kai?“

„Nein, sie warten bis zwei Uhr, dann teilt die Heilarmee unter der Eisenbahnbrücke dort hinten warme Suppe und Brot aus.“

„Und nach dem Essen?“

„Dann sitzen sie wieder stumpsinnig auf den Bänken herum oder durchstreifen die Stadt, um zu betteln oder zu stehlen. Am Morgen verschaffen sie sich wieder auf irgendeine Weise etwas gratis zu essen.“

„Wie verbringen sie denn ihre Tage?“

„Sie liegen in den Parks und schlafen, nachts duldet sie die Polizei dort nicht.“

„Aber warum arbeiten sie denn nicht?“

„Sie wollen nicht! Von all den Kerls, die Sie hier sehen, könnte jeder leicht seine drei Mark pro Tag verdienen, sich eine Schlafstelle mieten und unabhängig leben. Aber sie mögen nicht. Versuchen Sie es: verschaffen Sie ihnen Arbeit und bieten Sie ihnen drei Mark Tagelohn! Nicht ein einziger würde auf Ihr Anerbieten eingehen! Weit lieber wollen sie betteln, in den Parks schlafen und der Gemeinde zur Last fallen.“

„Gibt es hier viele solcher Leute?“

„Dierzigtausend — aber — das wollen wir nicht vergessen — unter den Vornehmern und den Adligen gibt es mindestens ebensoviel Tagediebe und Taugenichtsel. Von diesen hat man das Recht zu erwarten, daß sie zum Besten ihres Landes arbeiten. Wer in der Nacht umherstreifen muß, der ist wohl mehr zu bedauern als zu tadeln.“

Leuchtende Farben.

Von Dr. Heinrich Wiesenthal.

Im Gebirge, unweit des alten Kunst- und industriereichen Bologna, fand ganz im Anfang des 17. Jahrhunderts der ehrsame Schuster Vincenz Cascorolus einen Stein, der ihm des Mitnehmens wert erschien. Cascorolus war, wie so viele seiner Zeitgenossen, Alchimist, d. h. er suchte den Stein der Weisen, eine Substanz, die nicht allein die Kraft besäße, das menschliche Leben zu verlängern, sondern mit der man auch aus geringwertigen Metallen das zu allen Zeiten so hochgeschätzte Gold herstellen könne. Er glühte also den gefundenen Stein mit Kohle und entdeckte dabei, daß dieser nach den vorgenommenen Prozeduren noch lange im Dunkeln leuchtete, weshalb man die Masse Sonnenstein und später Bologneser Leuchtstein nannte. Dieser Leuchtstein, der dem ganz unbedeutenden Cascorolus Unsterblichkeit verschafft hat, war der bekannte Schwefelbarium, d. h. eine chemische Verbindung von Barium und Schwefelbarium, das ebenso wie die ihm ähnlichen Schwefelkalzium und Schwefelstrontium die Eigenschaft besitzt, große Mengen Licht aufzusaugen und im Dunkeln wieder abzugeben. Man bezeichnet diese Eigenschaft als Phosphoreszenz nach dem Phosphor, der ja im Dunkeln auch leuchtet, aber während das Leuchten beim Phosphor die Begleitererscheinung einer fortgesetzten langsamen Verbrennung ist, findet bei den genannten Schwefelverbindungen weder Verbrennung noch Erwärmung statt, sie strahlen nur das aufgenommene Licht, natürliches oder künstliches, im Dunkeln wieder aus. Dabei ist die Farbe der Ausstrahlung ganz unabhängig von der des aufgenommenen Lichtes: also ein bestimmter Leuchtstein strahlt immer dasselbe Licht aus, gleichviel ob er violettes, blaues oder sonstwie gefärbtes Licht eingeatmet hat. Man stellt diese Leuchtsteine in der Hauptsache heute noch ebenso her wie vor Jahrhunderten: 5 Teile schwefelsaurer Baryt werden mit 1 Teil Holzkohle erst über der Gasflamme erhitzt und dann im Gebläsefeuer geglüht, darauf füllt man die noch warme Masse in Glasröhren und setzt sie möglichst lange dem Tages- am liebsten dem Sonnenlicht aus, das sie dann im Dunkeln mit stark orangefarbenem Leuchten wieder ausstrahlen. Je nach Ausgangsmaterial und Verfahren erhält man blaue, violette, grüne Leuchtmassen, deren Darstellung in ihren Einzelheiten natürlich Fabrikationsgeheimnis ist. Dem Barium verwandt sind Kalzium

und Strontium, beide allgemein bekannte und viel verwendete Substanzen. Glüht man Gips, also schwefelsauren Kalk, mit Kohle, so entsteht eine farblose, erdige Masse, Schwefelkalzium, das stark phosphoresziert. Der bekannte englische Physiker Canton, der bis zu seinem 20. Jahre Schreibergeselle war und erst dann unter allerlei Entbehrungen mit dem Studium beginnen konnte, stellte durch Glühen von gebrannten Austerfischen mit Schwefel zuerst stark phosphoreszierende Kalzpräparate her, von denen heute noch eins, in eine mit der Jahreszahl 1764 versehene Glasröhre eingeschmolzen, in London gezeigt wird, das seine leuchtende Kraft beibehalten hat. Diese Präparate sind bekannt als Cantons Phosphor, später wurde statt Schwefel eine seiner Verbindungen genommen, und man sprach von Dianns Leuchtsteinen. Austerfische, die ja mehr als 90 Prozent aus kohlensaurem Kalk bestehen, hat man als Ausgangsmaterial für Leuchtfarben und Leuchtsteine beibehalten: Man glüht die mit warmem Wasser gereinigten Schalen etwa eine halbe Stunde, zerstoßt sie nach dem Erkalten, und gibt das pulverisierte Material mit Schwefel in einen Tiegel, der, sorgfältig verschlossen, eine Stunde lang stark geglüht wird; nach dem Erkalten reibt man das entstandene Pulver mit Reindöl, Reindölnöl oder Gummiwasser ein. Schwefelstrontium ergibt rötliche Phosphoreszenz und zwar wird eine Mischung von kohlen-saurem Strontium (285 Gramm), Schwefelblumen (62 Gramm), Soda (4 Gramm), Kochsalz und wenig salpetersaures Wismit fein gepulvert und geglüht. Im reinen Zustande phosphoreszieren die genannten Schwefelverbindungen, zu denen auch Schwefelzink gehört, nur schwach während die Anwesenheit geringer Mengen anderer Salze die Leuchtkraft erhöht.

Von einer praktischen Verwendung der Leuchtsteine hören wir erst seit Valmain, nach dessen Verfahren fabrikmäßig gearbeitet wurde. Die Valmain'schen Phosphore leuchten mit violettem Schimmer, die Masse von Lenard gibt ein schönes, goldgelbes Licht, die Mourelot'sche leuchtet hellgelb und die von Vanino erdennene Komposition strahlt smaragdgrünes Licht aus. Die Herstellung dieser Leuchtsteine bzw. Farben, die als Öl- und Wasserfarben in den Handel kommen, ist von der chemischen Industrie aufgenommen worden, die Verwendung blieb aber hinter den Erwartungen zurück. Für die Erleuchtung von Straßen, Schildern, Straßennamen, Wegweisern usw. sind sie recht geeignet, wenn man sie durch Ueberlackieren haltbar macht; auch zur Erhellung von Grotten und Tunneln, für Innen- und Außenanstrich werden sie benutzt; doch tritt ihre Wirkung nur dann ein, wenn die Wände oder Gegenstände vorher durch Tageslicht, Gas oder elektrisches Licht stark beleuchtet waren. Für Zifferblätter von Uhren, für Schilder usw. stellt man Leuchtpapier her, in dem die fein gepulverte Schwefelverbindung mit Wasser und Hausenblase zu einem Brei verrührt und auf das Papier verrieben wird; glättet man dieses mittels eines Achatssteines, oder läßt man es mit dem Anstrich durch den Kalandrier laufen, so soll ein 10 Stunden belichtetes Papier etwa 30 Stunden nachleuchten. In Betrieben, die explosions- und feuergefährliche Stoffe herstellen oder lagern, wo man also brennendes Licht soweit als möglich auszuschalten sucht, werden die Farben früher, als die elektrische Beleuchtung noch nicht so stark verbreitet war, viel benutzt. Auch im Schiffswesen für Signale, zur Rettungsrufen, Leuchtarbeiten und anderen Zwecken leisten die leuchtenden Farben gute Dienste.

Aus allen Gebieten.

Kulturhistorisches.

Ein Henserspatent. Aus der Pfalz wird der „Straßb. Post“ geschrieben: Bei der Neuordnung des Altertums-museums in Bad Dürkheim fand sich u. a. das interessanteste Patent eines Hensers vor. Es handelte sich dabei um die Anstellung eines Scharfrichters aus Dürkheim für die Bestrafung der Grafen von Leiningen in den Dorfschaften Wühlheim, Solgenstein, Heidesheim und Rindenheim. Das Amt des Hensers war in jener Familie, die aus Tiefenthal stammte und den Namen Frank führte, erblich. Die am 10. Januar 1740 zu Heidesheim ausgestellte Urkunde ist besonders wegen eines Briefes im Anhang bemerkenswert. Dieser lautet: „Es wird hiermit

der Erbse handschriftlich nach diesem ganzen Inhalt auf geschriebenes insändiges Bitten des Johann Frank von Dürkheim eigenhändig bestätigt und gestegelt. So geschähen Heidesheim, den 8. des Februars 1785.“ Unterzeichnet ist diese Bestätigung von Wenzel Graf zu Leiningen-Heidesheim. Das schöne Siegel ist sehr gut erhalten. Der Hensler scheint demnach seinen Stolz darin gesetzt zu haben, daß sein Patent auch ganz ordnungsmäßig ausgestellt und eigenhändig vom Grafen unterschrieben und gestegelt wurde. Von Interesse dürften in dem Henslerpatent noch die Hinweise auf die scharfrichterliche Verrichtung und auf die Tortur sein. Der Hensler wird ermahnt, alle scharfrichterlichen Ausführungen, als Tortur, Auspeitschen, Brandmarken, Hengen, Köpfen, Mätern und Verbrennen aufs sorgfältigste auszuführen. Angefügt ist dem Patent noch eine Taxa für die Scharfrichterarbeiten. Für die „Tortion“ ein Gulden dreißig Kreuzer; für die wirkliche Folter ohne Unterschied des Grades drei Gulden; für Prangerstellen und Landesüberweisung zwei Gulden, für Köpfe zehn Gulden, für Hengen sieben Gulden dreißig Kreuzer, für Mätern zwanzig Gulden, für Verbrennen zwanzig Gulden, für Hand-abhauen fünf Gulden. Für Fehrgang bei diesen Arbeiten erhielt der Hensler für sich und seine Leute noch einen Gulden dreißig Kreuzer bewilligt. Das Ansehen eines Namens an den Galgen kostete einen Gulden dreißig Kreuzer. Viel ein Name vom Galgen und mußte wieder angeheftet werden, so erhielt der Hensler wiederum einen Gulden dreißig Kreuzer. Für das Aufheben des Körpers eines Selbstmörders wurden dem Scharfrichter zehn Gulden gezahlt. Die Aushängung des Patents war den damaligen Verhältnissen nach nicht gerade billig. Der Hensler mußte vor Aushängung der Urkunde den Betrag von hundertundfünfzig Gulden Frankfurter Währung in bar hinterlegen. Zweifellos ist dieses pfälzische Henslerpatent von besonderem kulturhistorischen Wert.

Allerlei.

Ein arg Verkannter. Das „Wiener Extrablatt“ erzählt folgendes Geschichtchen: Der Sekretär eines großen Schauspielhauses in Wien ist ein häufiger Besucher der Steuer-Administration. Er wird oft zu den Behörden zitiert, um Auskünfte zu erteilen, um protokolllarische Erklärungen abzugeben, um im Interesse der Mitglieber seines Instituts zu intervenieren und verbringt so viele Stunden mit behördlichen Aufklärungen und Aufwartungen bei den verschiedensten Instanzen. Als sparsamer Mann benützt der Vertrauensmann die „Elektrische“; den Luxus eines Autos gestattet der Dienstat nicht. Es ist nicht lange her, da führte eine Besorgung des Herrn Sekretär in den dritten Bezirk. Umsteigerte zur Finanzlandesdirektion! Mit der bei den Kondukteuren der städtischen Straßenbahn üblichen Höflichkeit reichte der Beamte dem Fahrgaste eine Karte, quittierte ausformend den Betrag, lehnte jedoch mit liebenswürdigster Bestimmtheit das angebotene Trinkgeld ab. Verwundert schaute der Passagier auf die Amtsperson, bis er auch bei anderen Auslandslos den gleichen Vorgang beobachtete. Keine Geschenkeannahme! Eine Woche später führte der Zufall den Sekretär auf der gleichen Strecke mit demselben Kondukteur zusammen, der wieder den Ceto spielte und mit einer sanften Gebärde den Oboluspenner abwehrte. Solche Unnahbarkeit imponierte dem Theaterbeamten, den es drängte, den Grund dieser Entschlossenheit zu erfahren. Es entwickelte sich folgender Dialog:

Sekretär: „Verzeihen Sie, wenn ich frage. Warum nehmen Sie keine Trinkgelder? Die meisten Ihrer Herren Kollegen...“

Kondukteur (unterbrechend): „Ich tu's halt nicht.“

Sekretär: „Sie verzichten aber damit auf einen ansehnlichen Zusatz.“

Kondukteur: „Nicht der Rede wert.“

Sekretär: „Na ich glaube, die Trinkgelder müssen eine nette Summe ausmachen. Der Wiener ist kein Schmutzian.“

Kondukteur (energisch): „Ich tu's halt nicht.“

Sekretär: „Sie sind gewiß nicht verheiratet und sehr mäßig in Ihren Ansprüchen an das Leben.“

Kondukteur (sehr gemächlich): „Neht lassen's Ihnen was sagen, damit Sie mir eine Ruß geben. Ich kenn' Sie...! Sie sind einer von der Steuer, deshalb fahren's so viel zur Finanzdirektion und in die Steueradministration. Vorige Woche habe ich Ihrewegen im Steueramt warten müssen, weil's so lang beim Vorstand waren. Ich war auch dort, um mich wegen der Steuerbemessung von die Trinkgelder zu beschweren. Na hören's, schön ist dieses Mandat gar nicht! Unsere Trinkgelder besteuern wollen, als ob ein Kondukteur ein Sportsmann wär'. Kräftigen's Ihnen, ich sit' Ihnen nicht auf und von mir bringen's nichts heraus. Da werd'n's kein Glück haben. Habe die Ehre!“

Angstschrei der Frösche. Vor längerer Zeit wurde im „Kosmos“ die Frage erörtert, ob Frösche im Augenblick großer Gefahr Angstschreie ausstoßen, die sich von dem bekann-ten Quaken oder Quarren wesentlich unterscheiden und sofort als Notgeschrei zu deuten sind. Ich kann die Tatsache aus eigener Anschauung voll bestätigen. Der erste Fall ereignete sich im Oktober 1910 auf einem Fuderrübenfelde. Meine Schwägerin und ich wurden plötzlich durch ein gellendes, im höchsten Grade hervorstechendes Geschrei erschreckt. Zunächst glaubten wir den Todesstreich eines Jungfrosches zu hören, zu unserem größten Erstaunen erwies sich als Urheber jedoch ein großer, grauer Laubfrosch, der in mittelschnellem Tempo dahinkroch und ab und zu einen schwachen Versuch zu einem kurzen Sprunge wagte. Und hinter ihm die Ursache seiner Angst: ein graues Feldmäuslein, das den quackenden Angtimeier verfolgte, wobei es sein spitzes Näschen hart an das Hinterteil des Frosches hielt. Dabei war es so vertieft in seine unfreundliche Beschäftigung, daß es unser Herantreten gar nicht bemerkte. Schließlich wurde die Verfolgerin unserer doch anständig und zog es vor, zu entweichen, während nun auch neues Leben in den Frosch kam, der aufhörte, zu schreien, und in langen Sätzen das Weite suchte. Ob er von der Maus gebissen worden war, habe ich leider nicht festgestellt, ich glaube es aber nicht annehmen zu dürfen, denn dazu waren die Bewegungen der Maus nicht angetan. — Einen zweiten Fall erlebte ich im Herbst 1911 auf meinem Erdbeerbeete. Ich wollte einen großen Frosch aus meinem Revier scheuchen, der, da meine Ueber-rumpelung ganz plötzlich geschah, in der oben geschilderten Weise anfang zu schreien. Ich drückte ihn sanft mit der flachen Hand mit dem Hinterteil auf den Boden, und jedesmal quittierte er diesen Freundschaftsdienst mit lautem Quaken. Um das Angstgeschrei des Frosches hervorzuheben, scheint ein plötzliches lähmendes Gefühl der Todesangst notwendig zu sein, denn nachdem ich dem lehrerwärtigen Supper Raum zu einigen Sprüngen gelassen hatte, vermochte ich ihn durch meine vorher erprobte Methode nicht mehr zum Schreien zu bringen.

Fritz Blume, Kottbus.

Für unsere Frauen.

Frauenberuf im Mittelalter.

Das Kapitel „Frauenfrage im Mittelalter“ war bis vor kurzem eines der wenigst erforschten. Einer der besten Kenner dieser Materie war, wie an dieser Stelle schon einmal mitgeteilt wurde, der Volkswirtschaftler Dr. C. Wäcker. In jüngster Zeit wendet man diesem Teil der Frauenfrage mehr Interesse zu. So hat vor kurzem die von Schwäbischen Frauenverein herausgegebene Zeitschrift „Der Frauenberuf“ sehr lehrreiche Ausführungen gebracht. Im Mittelalter war das Quantum der Arbeit, die der Haushalt von der Frau forderte, naturgemäß forderte, ein bedeutend größeres, als heutigen Tages. Trotzdem war damals die Zahl der im Gewerbe tätigen Frauen eine sehr hohe. Aus städtischen Urkunden geht hervor, daß man zwischen dem 12. und 15. Jahrhundert ausstandslos und unter den gleichen Bedingungen, die man an Knaben stellte, Mädchen als Lehrlinge seitens der Zünfte in die Gewerbe aufnahm. Ein rigoroses Vorgehen beliebte die Zünfte erst, als sie veränderten und sich abschlossen. Wir wissen auch, daß es in jener Zeit als selbstverständlich angesehen wurde, daß die Witwe eines verstorbenen Handwerksmeisters das Handwerk ihres Mannes weiterführte.

Die stärkste Frequenz an Frauen kennt das mittelalterliche Textilgewerbe. Manche Zweige dieses Gewerbes wurden ganz von Frauen besorgt, die dann rein aus Frauen bestehende Zünfte aufwiesen. Die Urkunden jener Zeit reden noch von der Zunft der Garnmacherinnen zu Köln; die Seiden-spinnerinnen, die Leinwandmacherinnen und die Haubenmacherinnen zu Paris waren ebensolche Zünfte. Die Lebergerber-gunft gab jeder Frau das Recht, sofern sie die nötigen Bedingungen erfüllt hatte, sich als Meisterin zu etablieren; die Leberarbeitergewerkschaften des Mittelalters zählten eine ganze Menge Gehilfinnen und Lehrlinginnen in ihren Reihen. Die Meisterinnen hatten das Recht, männliche und weibliche Personen als Lehrlinge aufzunehmen und in ihrem Gewerbe auszubilden. In Frankfurt a. M. wurden 200 Berufe von Frauen ausgeübt und der Geschäftsbetrieb war kein kleiner, sondern oft sehr umfangreich und stellte manches Geschäft, von Männern geleitet, in Schatten. Es läßt sich dies aus den Steuerlisten des 16. Jahrhunderts heute noch nachweisen. Im Jahre 1468 sind 26 Proz. der Steuerzahler erwerbstätige Frauen.

Dr. Wäcker's Ansicht, Frauen seien im Mittelalter zu jedem Beruf, zu dem die Körperkräfte ausreichten, zugelassen worden, findet durch die neuesten Forschungen seine Bestätigung. Daß trotz der starken Heranziehung der Frauen durch die Erwerbstätigkeit die Hausaltstätigkeit nicht im geringsten ver-